

lang nachdem der Professor schon gegangen war, in der Gaststätte auftauchte.

Trotz des Lächelns, das er sich mir zuliebe aufzwang, wirkte er aufgebracht, aus den Fugen geradezu – der struppige Bart, das wirre Haupthaar, der Ausdruck seiner dunklen Augen, und wie er da stand in der zerschlissenen Kutte, den verwaschenen Jeans: von Kopf bis Fuß trotziger Bürgerschreck. Er setzte die Aktentaschen ab, wischte sich Bart und Gesicht mit einem übergroßen karierten Schnauztuch, und dann bestellte er zwei Bier.

„Wirst du mit mir teilen, was unser Mann zu sagen hatte?“, fragte er, alles andere als fordernd.

„Kein Problem.“

„Danke“, erwiderte er, und wie schon im Gerichtssaal legte er mir die Hand auf die Schulter. „Geht schließlich um die Sache.“

Das bestätigte ich ihm.

„Na also“, sagte er und versicherte mich seiner Freundschaft.

Bis zum Prozessende sahen wir uns mehrfach, und auch später in Berlin begegneten wir uns. Inzwischen hatte ich längst erkannt, dass sich unter Mo's wüstem Äußeren ein liebenswerter Mensch verbarg, einer mit Herz für die Schwachen – besonders aber auch für deren Verfechter. Nicht zufällig hatte er jenen Prozess in Münster aufgegriffen, und es ehrte ihn, wie er seine Reportage angelegt hatte.

Auf der Suche nach weiteren Publikationen von ihm entdeckte ich in einer Reihe linker Blätter ähnlich streitbare Berichte. Der sich da, wo immer er auftauchte, schlicht als Mo vorstellte, war mehr, als er vorgab, war ein genauer Beobachter und gewissenhafter Reporter mit Namen Moriscos.

Moriscos – unaufgefordert hatte er mir von seiner maurischen Herkunft erzählt, sie bis weit in die Vergangenheit hinein verfolgt, als seine Urväter aus Spanien vertrieben worden waren. Auch wie sein Vater nach Österreich gelangt war, erfuhr ich, und von dessen Heirat mit einer offenbar recht lebensstüchtigen Frau aus Graz. „Sie hatte es nicht leicht mit uns Berbern“, sagte er lächelnd, und spielte damit auf das nomadenhafte Leben des Vaters und das eigene an. Zu Besitztum oder Geld seien sie nie gekommen, er so wenig wie der Vater, stets habe er von der Hand in den Mund gelebt und sich wie die Blätter, für die er schrieb, schlecht und recht über Wasser gehalten. Ein Berberleben eben, aber mit österreichischem Pass, weil in Graz gebürtig, mit dem er mühelos durch die Welt kam. Dass er unbeschadet Länder bereiste, in denen mit tödlicher Gewalt

geherrscht wurde, schrieb ich jener Paarung von Furchtlosigkeit und Schlichtheit zu, die er an den Tag legte, dieser kindlich-offenen Art, die so entwaffnend war wie seine Großherzigkeit. Wo er hinkam, teilte er mit Freuden und erwartete dabei auf der Gegenseite nur, dass man ihn akzeptierte, so wie er war. Ich erlebte, wie er in Restaurants leere Tische ignorierte, sich gesellig zu Fremden setzte und es durch seine ungezwungene Art sehr bald schaffte, mehr als nur oberflächlichen Kontakt herzustellen, wobei seine Stimme und der Ausdruck seiner Augen keine unwesentliche Rolle spielten. Ich selbst hatte ja deren Wirkung verspürt und ihn zunehmend angenommen. Und dabei war ich mir sicher, er würde zu der Freundschaft stehen, die er gleich anfangs angeboten hatte – wie es sich dann auch ein Jahrzehnt später im fernen Australien

erwies.

Aus purer Freundschaft hatte sich Mo in der Ruine eines alten Chevrolets, der nicht jünger als die Vehikel war, die er in Europa fuhr, auf die Zweitagereise von Sydney nach Melbourne gemacht – über Berg und Tal und staubige Landstraßen, entlang endloser Zäune vor weidenden Schafherden, durch Niederungen von Mulgagestrüpp und Eukalyptusbäumen, auf hügelige Landschaften zu, wo in der Ferne Kängurus grasten, weit hinter sich jetzt die Blauen Berge von Neusüdwaales, vor sich die Ausläufer der Australischen Alpen, durch Wagga Wagga und Albury und etliche Dörfer war er gefahren über eine Strecke, die ich von meiner Jugend her kannte, und niemals hätte ich sie ihm zugemutet nur um mich aufzusuchen. Doch